



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 5.  
Auch ein Martyrium

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wünschte uns glückliche Reise und kam dann nochmals gelaufen, ehe er mit seinem müden Köpflein nach Palestrina ins Nachtquartier abfuhr. Der Zug von Neapel nahm sich Zeit; gemächlich kam die Diligenza von Palestrina angetrottet, ein paar Geschirre aus den benachbarten Orten brachten „Herrschaften,“ zwei stattliche Carabinieri hoch zu Ross, Pallasch und Revolver am Sattel, saßen ab, und auf dem Bahnsteig bot ein Verkäufer dem anwachsenden Publikum Wein und Früchte aus, hinter dem Albanergebirge aber ging in Gold und Purpur die Sonne unter, und die Sabinerberge hüllten sich in blaue Schatten. So fuhren wir bei völliger Dunkelheit nach Rom hinein.

(Fortsetzung folgt)



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

### 5. Auch ein Martyrium



Pfarrsch-Max lag in dem hohen Grase der Amtswiese, die sich hinter dem Pfarrgarten und nur durch einen Bach vom Garten getrennt ausbreitete. Über den Bach führte eine Indianerbrücke, die, von Knabenhänden aus Stricken und Stangen gebaut, mehr dazu geeignet war, die Gefahr des Hineinfallens zu vermehren als zu vermindern. Am Wiesenrande standen alte Pappelweiden, und zwischen diesen Bäumen war ein Wiesenwinkel, so heimlich und so weltfremd, wie je einer das Entzücken eines Knaben gewesen ist. Und doch so voll Lebens! Hier webte sich der Pfingstvogel auf hohen Zweigen sein Beutelnest, dort guckte ein Baumläufer um die Ecke, dort schlüpfen Blaumeisen schnell und vorsichtig in ihren Höhlenbau. Hoch oben saß der Star und deklamierte und schlug mit den Flügeln etwa so, wie ein Kandidat, der eine Predigt memoriert. Dort im Graben unter einem Busche war ein Goldammerneest, und hier stieß der Maulwurf seinen kleinen Rüssel aus der Erde und nahm eine Nase voll Sommerluft, und dort spielten Mücken und Libellen, und dort im Bach huschten Wasserratten von Ufer zu Ufer. Hier also lag Pfarrsch-Max im Grase; das war sein Reich, hier herrschte er über die Vögel unterm Himmel und die Tiere auf Erden, solange er nicht selbst von dem gestrengen Herrn Vater und den unregelmäßigen Verben beherrscht wurde, was leider täglich, und zwar an den besten Stunden des Tages, geschah. Wenn er aber freigegeben war und sein Butterbrot verzehrt hatte, dann „schnürte“ er nach Art des Fuchses an den Dorf- und Buschrändern entlang, einen Sprengel unter der Jacke und ein Bündel in Papier gewickelte Leimruten im Armel und revidierte sein Reich. Und wenn er seinen Rundgang beendet hatte, dann legte er sich ins Gras und sah in die Wolken, die am blauen Himmel vorübersegelten, und gab seinen Gedanken Audienz.

Pfarrsch-Max, komm mal ra—us, rief es auf der Straße jenseits des Gartens.

Das waren die ländlichen Spielgenossen, die auch zu seinem Reiche gehörten, die er regierte wie ein Häuptling seinen Stamm, die an ihm hingen in treuester Anhänglichkeit, und die seinetwegen selbst eine Exekution des Herrn Kantors nicht gefürchtet hätten.

Pfarrsch-Mag, du sollst mal ra—us kommen. — Pfarrsch-Mag ließ sie rufen, einestheils, weil es seiner Eigenliebe behagte, sich suchen zu lassen, andernteils, weil er allein sein wollte. Denn über dem sonnigen Tage schwebte ein dunkles Verhängnis. Morgen sollte Pfarrsch-Mag in die Stadt und auf das Gymnasium und in die Pension kommen.

Daß den Menschen der Blick in die Zukunft verschlossen ist, das ist eine der größten Wohlthaten, die die Gottheit dem Menschengeschlechte erwiesen hat. Wie müßte es sonst solch einem armen Jungen zu Mute sein, der seine Freiheit verläßt, um sechs bis acht Jahre lang ins Joch gespannt zu werden und zu arbeiten, Tag für Tag, und das in der Fremde, in einer Art von Gefängnis, wenn er wüßte, was ihm bevorsteht! Pfarrsch-Mag hatte glücklicherweise keinen prophetischen Geist. Ja, die Zukunft erschien ihm nicht ohne Lichtpunkte. Vom Dorfe in die Stadt ziehn ist ein erhebendes Ereignis, auch sind lange Hofen eine begehrenswerte Sache, auch erscheint es wünschenswert, der Ungeduld der väterlichen Pädagogik, die eine unbillige Vorliebe für Ohrschläpchen hatte, entrückt zu werden. Aber das konnte sich doch Pfarrsch-Mag nicht verhehlen, daß er seinem Reiche in Wiese und Busch Lebewohl sagen mußte. Und wer sollte nun die Vogelnester kontrollieren oder die Dorfjungen in ihren Kriegszügen gegen das Nachbardorf anführen? Und wer würde nun im Winter für die Meisen Speckschwarten annageln und für die Hühner und Tauben sorgen? Und wie würde sich Koro grämen? Das waren dunkle Punkte am hellen Himmel. Man läßt sich so etwas nicht merken, man ist nur ein paar Grade unliebenswürdiger als sonst. Und wenn die Mutter thranenden Auges auf ihren ihr schon halb entrissenen Ältesten blickt, so verlangt man trotzig Wurst aufs Butterbrot, was sonst nicht verstattet wurde. Und wenn der Vater noch einige gute Regeln giebt oder noch einmal nach dem Ablativus absolutus fragt, so giebt man in möglichst gleichgültigem Tone Antwort. Nur als der Abschied kam und die Mutter in leidenschaftlichem Schmerze ihren großen Jungen, der ihr nun nicht mehr gehören sollte, in die Arme nahm, da zitterte auch sein Herz, und da hatte er eine Ahnung davon, daß er etwas verlor, was ihm nie wieder gegeben oder ersetzt werden konnte.

Das Ausnahmeexamen machte keine Schwierigkeiten, da der Herr Vater Bescheid gewußt und die lateinischen Formen tüchtig eingepaukt hatte. Dann kam der große Augenblick, wo die bunte Quartanermütze gekauft wurde, dann ging es zur Pensionsmutter, der verwitweten Frau Katasterkontrollleur Giesecke und deren Tochter Rosalie, einer Jungfrau in reifern Jahren. Beide Damen waren von riesiger Liebenswürdigkeit. Der Herr Pastor und der liebe Mag wurden in die gute Stube geführt. Da gab es Wein und Bisquit. Hei! dachte Mag, wenn das so fortgeht, so kanns nicht schlimm werden. Während dessen hielten die Frau Katasterkontrollleur und Fräulein Tochter eine Lobrede in verteilten Rollen auf ihr Pensionat, daß die allbekannte und bewährte Gieseckische Pension von dem Herrn Direktor besonders bevorzugt und empfohlen würde — und daß erst neulich in einem Kaffee Frau Professor Quidde gesagt habe, die Gieseckische Pension sei etwas ganz ausgezeichnetes, das wisse die ganze Stadt — und daß die Schüler hier wie Söhne gehalten würden — und daß sie sich überhaupt über nichts beklagen könnten — und daß sie, die Frau Katasterkontrollleur, eigentlich ein zu gutes Herz hätte für ein Pensionsgeschäft — und daß überhaupt nichts verdient würde — und daß man es eigentlich mehr aus Liebhaberei und Menschenfreundlichkeit thue.

Der Herr Pastor hörte zu. Was wollte er auch weiter thun, da keine Aussicht war, zu Worte zu kommen. Darauf nahm er Abschied, ermahnte seinen Max noch einmal zu Fleiß und Folgsamkeit und erinnerte nochmals an das Kapitel in der Grammatik, wo von dem Gebrauch des Deponenz bei Ablativus absolutus die Rede war. Max versprach sein Bestes zu thun und sah seinem Vater vom Fenster aus nach. Als dessen schwarzer Rockfittich hinter der nächsten Straßenecke verschwand, kam es über ihn wie ein Gefühl großer Vereinsamung, als ob jemand hinter ihm die Thür zugeschlossen hätte.

In diesem Augenblicke schloß sich auch hinter ihm die Thür der guten Stube der Frau Katasterkontrolleur, wenigstens bis zum nächsten Besuche des Herrn Vaters, und die Schülerstube, vulgo Bude, that sich auf. Lieber Gott, was für ein Loch! Vor zehn Jahren hatte einmal eine helle Tapete an der Wand gesessen, jetzt war sie braungeräuchert wie eine Wurfischale. Tischen und Stühlen sah man deutlich eine zehnjährige Mißhandlung an. Es waren eigentlich nur zusammengeflückte Trümmer. Alles war häßlich, armselig, verbraucht und mit zahllosen Tintenflecken besät. Und die Bewohner dieses Raumes, ein Primaner, ein Sekundaner und ein Quintaner sahen auch nichts weniger als frisch aus. Und das Schlafzimmer war nicht viel erfreulicher. Verdächtige braune Flecke an der Wand hätten den Kenner zu der Frage veranlassen können: Siebt es hier vielleicht Wanzen? Aus den Fenstern sah man auf einen engen, von alten Häusern umgebenen Hof. An dem Gebäude gegenüber zogen sich Holzgänge entlang, die vor undenklichen Zeiten einmal angestrichen gewesen waren. Zwischen den Pfosten der Gänge pflegte man Wäsche zum Trocknen aufzuhängen, und es gewährte eine gewisse Abwechslung, zu beobachten, ob dies weiße Wäsche oder bunte Wäsche, Bettwäsche oder Kinderwäsche war. Wenn man ganz nahe ans Fenster trat, so konnte man auch einen Streifen Himmel sehen und sogar den Gipfel eines Baumes, der über das Hintergebäude des Nachbarn herüber sah. Unten im Hofe war ein Pferde stall, der der Luft im Sommer wie im Winter seinen bekannten Geruch mittheilte.

Pfarrsch=Max, der nach Beginn des Schuljahrs eingetreten war, kam natürlich auf den letzten Platz zu sitzen. Aber da ihm sein Herr Vater einige Wissensvorräte mitgegeben hatte, so arbeitete er sich langsam in die Höhe, um ebenso stetig wieder herunterzukommen, als der Vorrat verbraucht war. Das statische Gleichgewicht war erreicht, als er Drittlehster geworden war. Die beiden letzten nahmen ihn mit Jubel in ihrem Bunde auf. Der letzte war der Sohn eines reichen Bierbrauers und lernte grundsätzlich nichts, und der vorletzte war ein Bauernsohn aus der Umgegend, der schon in der Dorfschule nicht hatte mitkommen können, und den seine Eltern aufs Gymnasium geschickt hatten, weil der Sohn des Nachbarn, der auch nicht mehr Morgen Land besaß, die Realschule besuchte. Beide befanden sich auf ihren Plätzen außerordentlich wohl in der Gewißheit, von niemand verdrängt zu werden; Pfarrsch=Max aber fühlte sich einigermassen unheimlich in dieser Umgebung, denn er hatte keinen Brauereibesitzer oder reichen Bauern zum Vater, und er erinnerte sich, daß seine Mutter zum Abschied gesagt hatte: Sei fleißig, mein Sohn, wir können dir nichts weiter ins Leben mitgeben, als was du lernst.

Pfarrsch=Max war nicht dumm. Er hatte ein sinniges Gemüt und eine scharfe Beobachtungsgabe und wußte von der Welt — nicht der papiernen, sondern der wirklichen — mehr als sämtliche Musterknaben der Klasse zusammen genommen. Er lernte auch, begriff, was zu lernen und zu begreifen war, aber er hatte, gerade so wie sein Herr Vater, die üble Gabe, beim Denken drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Ich erinnere mich von der Universität her eines Mathematikers, der sein Jahr abdiente und die Gewohnheit hatte, drei Schritte zu machen, wo

die andern zwei machten. Als ihn nun der Unteroffizier anschnauzte, antwortete er mit wissenschaftlicher Ruhe: Der Modus meiner Bewegung ist zwar verschieden von dem Modus der Bewegung der übrigen, allein das Endresultat ist dasselbe. — Was? — Der Modus meiner Bewegung — Herr, sind Sie verrückt? — Selbigen Tags noch saß er im Kasten. So kam auch Pfarrsch-Max mit seinem Zweidrittelstakte nicht durch. Wer nicht in der Reihe blieb, kam hinter die Reihe und konnte sehen, wie er nachkam. Wenn er auf eine Frage aushob wie eine Uhr mit einem langsamen Schlagwerke, so hatte es schon längst geheißt: Folgender! Folgender! Folgender! und Pfarrsch-Max konnte seine Wissenschaft nicht mehr anbringen. Und noch schlimmer war es im Extemporale, wo er nie mit einem Satze fertig war, wenn schon der neue Satz begonnen hatte, und das Endresultat waren Übereilung und Fehler. Die Pensur fiel denn auch sehr unbefriedigend aus.

Auch in der Pension gestalteten sich die Dinge nicht so erfreulich, als nach dem zweifstimigen Lobgesange von Frau Katasterkontrolleur und Fräulein Tochter erwartet werden mußte. Von Seelengüte war weniger zu bemerken als von dem Bestreben, bei der Pension möglichst viel zu verdienen. Die Schüler merkten das bald und übten, wenn sie unter sich waren, scharfe Kritik. Sie nannten die alte würdige Dame „Schinderhannchen“ und Fräulein Kosalie, offenbar in Beziehung auf ihre Dürre und Beweglichkeit, den „Quirl.“ Besonders übel nahmen es die Schüler, daß sie mit dem Essen nicht ihr Recht erhielten. Nicht als ob sie hätten hungern müssen, aber Schinderhannchen gebrauchte den Kunstgriff, den Appetit ihrer Schüler nicht zu reizen, und kochte darum etwas weniger schmackhaft. Butter und Würst nahm sie von der billigsten Sorte, und das Brot kam steinhart auf den Tisch. Ein Gericht, dem die Schüler ein zu lebhaftes Wohlgefallen entgegenbrachten, verschwand auf Nimmertwiedersehen vom Tische. Besonders verhaßt war ein gewisses Ragout, in dem zweifelhafte Reste durch eine saure Brühe relativ schmackhaft gemacht werden sollten. Als dieses Gericht immer wieder vorgefetzt worden war, gab es nach Tisch im Schulzimmer eine erregte Versammlung; man sprach schon von Revolution und Sezession. Pfarrsch-Max lachte in sich hinein und sagte: Ich wüßte schon, was zu machen wäre.

Was denn?

Wir fahren über das Ragout her und puzen es auf, als wenn es wunder wie gut schmeckte, dann kommt es nicht wieder.

Donnerwetter, sagte der Primaner, der Frosch ist nicht so dumm, wie er aussieht. Das wird gemacht. Und wer das Maul verzieht und nicht ordentlich einhaut, der kriegt hinterher Ohrfeigen.

So geschah es. Als das berühmte Ragout bald darauf wieder auf den Tisch kam, verschwand es im Handumdrehn, und Frau Katasterkontrolleur sah mit Entsetzen auf die leere Schüssel und die starren Augen der Schüler, die mehr zu verlangen schienen. Und das Ragout erschien nie wieder.

Das war ein lichter Blick in dem freudlosen Leben, das sich zwischen Schule, Hausarbeiten und langweiligen Freistunden abspann. Wie oft stand Max am Fenster und schaute nach dem Stückchen Himmel und dem Stückchen Baum, der ihn an die Pappelweiden auf seiner Wiese erinnerte, und sah den Krähen nach, die vorüber flogen, und hatte eine brennende Sehnsucht nach Hause. Es wäre ein trostloser Jammer gewesen, wenn nicht ein Wort mit immer größerer Deutlichkeit aus der Ferne aufgetaucht wäre: Ferien!

Der Ferienanfang kam, aber wie ein verdorbener Tag, an dem die Sonne nicht durch die Nebel dringen kann. Das schlechte Zeugnis in der Tasche verdarb die Freude. Und es war auch kein schöner Augenblick, als er seinem Vater das Zeugnis zögernd überreichte, und als des Vaters Gesicht, während er es las, immer

länger wurde, und als er sich seufzend abwandte. Das war schlimmer, als wenn er, wie in früheren Zeiten, nach der bewußten Ecke gegriffen hätte, wo der Stod stand. Nun wurde alle Tage repetiert, Lateinisch, Französisch, Mathematik, nun kam es nie zu dem Bewußtsein voller Freiheit und Sorglosigkeit. Und kaum waren die Ferien zur Hälfte vorüber, so tauchte in der Ferne wie ein scheußliches Medusenhaupt der Schulanfang auf und verdarb allen Genuß der Gegenwart. Den letzten Ferientag schlich Max wie im Traume umher. Und diesesmal ging es beim Abschiede nicht ohne Thränen ab. Der große Junge weinte wie ein kleines Kind, als er wieder in sein freudloses Dasein zurück mußte; es war ihm zu Mute wie einem Kanarienvogel, der in einen dunkeln Käfig gesperrt wird, damit er desto schöner singen lernt.

Und so wiederholte sich das alle Ferien. Sogar in das liebe Weihnachtsfest warf die Zensur ihre dunkeln Schatten. Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß Pfarrsch-May, oder wie er im Schulverzeichnis hieß, Max Frosch, zu Ostern sitzen blieb, trotz väterlicher und mütterlicher Ermahnungen und trotz des besten Willens, den Max hatte. Es ging nicht, weil er beim Denken, Lernen und Schreiben allemal drei Schritte machen mußte, wo die andern zwei machten. Wie beneidete er seine Kommilitonen, die wie ein gutes Löschpapier jede Schrift und jedes Wort unweigerlich aufzogen und festhielten. Wie begabt mußte ein Mensch sein, der das konnte, und wie tadelnswert einer, der das nicht konnte, oder der wohl gar noch einen eignen Gedanken dazwischen schob.

Und so ging es weiter. Pfarrsch-May wurde versetzt und blieb wieder sitzen, es ging, aber es ging langsam, ohne Interesse an der Sache und ohne Freude am Erfolg, geschoben, gescholten, ermahnt und verbittert. Und das Leben in der Pension hatte sich nicht lichter gestaltet, und das Essen war nicht besser geworden, aber die Lobreden von Schinderhannchen und Fräulein Quirl über die ausgezeichnete Pension und die Selbstlosigkeit und Herzensgüte der Inhaberinnen waren immer länger und schwungvoller geworden. Eine Glanzleistung aber war das Duett, das erklang, als Herr Pastor Frosch eines Tags seinen Max aus der Pension nahm. Da gab es wieder Wein und Bisquit und die zweistimmige Versicherung, wie leid ihnen das thue — und wie wohl sich Max bei ihnen befunden habe — und wie man ihn gleich einem Sohne gehalten habe — und wie man es herzlich und aufrichtig beklagt habe, daß es in der Schule nicht hatte recht gehn wollen.

Pastor Frosch hatte sich versetzen lassen in ein Dorf, das die Vorstadt einer Gymnasialstadt war. Er hatte sich dabei in seinem Einkommen verschlechtert, aber er hatte das Opfer gebracht seinem Max zuliebe, den er nun zu Hause behalten und selbst beaufsichtigen konnte. Max hatte die Nachricht mit großer Freude vernommen und gehofft, daß die alten schönen Zeiten wiederkehrten; aber sie kehrten nicht wieder. Das Pfarrhaus war nicht so schön wie das alte, und Wiese und Wald gab es gar nicht. Und wenn es das gegeben hätte, es fehlte die Zeit. Und wenn er gehofft hatte, das neue Gymnasium würde barmherziger als das alte sein, so hatte er sich auch darin getäuscht und mußte die Erfahrung machen, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Dieses neue Gymnasium war unter dem alten Direktor, der ebenso wie sein Lehrerkollegium etwas ausgedehnte abendliche Sitzungen im Goldenen Eber geliebt hatte, etwas zurückgekommen. Der neue Direktor aber war mit Feuer und Schwert dazwischen gefahren, hatte das etwas bequem gewordne Kollegium aufgemuntert und Schnitt und Reglement in den Schulbetrieb gebracht. Die Zensuren wurden vereinfacht. Es gab nur noch die Nummern drei und vier, drei für genügend, vier für ungenügend. Wer eine zwei haben wollte, durfte überhaupt keinen Fehler machen, und um eine eins zu erhalten, mußte man die Fehler des Lateinischen

Klassikers verbessern können. Den Ausschlag gab in allem das Extemporale. Mit dreieinhalb Fehlern war man ein weißes Schaf und wurde versetzt, mit vier Fehlern ein schwarzes und blieb sitzen. Armer Pfarrsch-May, wie wird es dir ergehen?

Und wie erging es ihm im väterlichen Hause? Während es sonst viermal im Jahre ein Glend gab, wenn er nämlich mit seiner Zensur zu Haus ankam, so gab es jetzt ein Glend allemal, wenn ein Extemporale zurückgegeben wurde, das heißt aller acht Tage und manchmal noch öfter. An solchen Tagen hatte der Herr Vater von früh an schon schlechte Laune, und die Frau Mutter hatte ihre Nerven und kriegte das Zittern, und die jüngern Schwestern redeten altflug über Gymnasialverhältnisse und gute und schlechte Sekundaner und besetzten das Fenster, um aus der Ferne schon aus Miene und Haltung des unglücklichen Bruders Schlüsse auf den Ausfall des Extemporale zu machen. Wenn sie ihn mit schlappen Knien und gesenktem Kopfe die Kirchstraße entlang ziehn sahen, so wußten sie schon, was die Glocke geschlagen hatte, und verkündigten Unglück im ganzen Hause. Dann fing die Mutter zu jammern an, und die Schwestern steckten die Köpfe zusammen, und oben stampfte der Vater in seinem Studierzimmer erregt auf und ab. Und dazwischen stand May mit der Miene des Übelthäters und ließ die Ohren hängen.

Was hast du denn geschrieben? fragte die Mutter.

Eine viere.

Aber das ist ja schrecklich. Kannst du denn gar nicht besser schreiben?

Ich thue, was ich kann.

Aber andre können es doch. Und wir haben doch das Opfer gebracht und sind deinetwegen in die Stadt gezogen. Und du weißt doch, wie sich der Vater allemal ärgert. Und was werden sie bei Engelmanns sagen . . .

An solch einem Unglückstage war das Mittagessen für die Beteiligten kein Genuß. Der Vater machte ein langes Gesicht und rührte kaum etwas an, die Mutter pries vergeblich ihre schönen Gerichte, und May aß aus Hunger und Pflichtgefühl, aber es schmeckte ihm wie dem verlorenen Sohne die Treber, mit denen er seinen Bauch gefüllt hätte — wenn er sie gekriegt hätte.

Und diese Kaffeess waren auch ein Leiden. Wenn die Dienstoffnot behandelt war, so konnte man sicher sein, daß das Gespräch auf die Schulnöte kam, und dann war es keine leichte Sache, mit Fassung all das herzliche Bedauern von Frau Engelmann und Frau Wendemann, und wie sie alle hießen, entgegenzunehmen. Die Frau Pastorin kam manchmal ganz aufgelöst nach Haus, und abends gab es dann Ermahnungen: May, May, denke an deinen Vater, er sagt zwar nicht viel, aber du weißt, wie schwer er daran trägt, wenn es in der Schule nicht geht.

Ich thue, was ich kann, sagte May.

Denke doch, was soll werden? Du mußt doch das Examen machen und studieren. Du kannst doch nicht Postsekretär werden. Was würden Engelmanns dazu sagen!

Und nun kam noch ein neues Übel dazu, Kopfschmerzen. Die jahrelange grundverkehrte Lebensweise strafte sich. Es stellten sich Kopfschmerzen ein, manchmal starke, manchmal leise, manchmal war es, als wenn der Kopf an den Schläfen zwischen die Spitzen eines großen heißen Zirkels eingespannt wäre, frei von Druck war der Kopf eigentlich nie. Wer Pfarrsch-May gekannt hatte damals, als er noch durch Wiege und Busch zog, hätte ihn jetzt nicht wieder erkannt. Er war emporgeschossen, seine großen Hände und Füße sahen aus verwachsenen Armen und Beinkleidern heraus. Er hielt sich schlecht, sah blaß aus und schleppte seine Bücher mit müder Gleichgültigkeit in die Schule und aus der Schule.

Aber auch die Mutter und die Schwestern, geschweige denn der Herr Vater, wußten nicht, wie müde er war, und wie hundsclend er sich fühlte unter dem

steten Drucke der Kopfschmerzen und unter dem Bewußtsein, das nicht leisten zu können, was er nun einmal durchaus leisten sollte, und schuld zu sein an all dem Gefolge, das er wochen wochaus hören mußte. Von allen Gestalten der griechischen Mythe war ihm keine verständlicher als jener Sisyphus, der in ewig vergeblicher Mühe seinen Felsblock den Berg empor wälzte.

Und wie sollte es zu Ostern werden? Fünf Extemporalien hatte er in dem letzten Quartal geschrieben, drei mit einer drei, zwei mit einer vier. Auf das letzte Extemporale kam es an; wurde das eine vier, dann war alle Mühe und Plage eines ganzen Jahres verloren, dann blieb er sitzen. Lieber nicht leben, als es bei aller Mühe und allem guten Willen nicht weiter bringen zu können, als zu dem Urteile, du bist ein unbrauchbarer Mensch, du bist allen zur Last, es wäre am besten, du wärst gar nicht da.

Der verhängnisvolle Tag kam. Max Frosch hatte Kopfschmerzen gehabt, oder er hatte es zu gut machen wollen, kurz, er machte viereinhalb Fehler, das gab eine Vier, und damit war sein Schicksal besiegelt. Sonst hätte man in Anbetracht seines Fleißes in der Bersezungskonferenz ein übriges thun können, jetzt entschied die Zahl und nur die Zahl.

Max hörte sein Urteil in halber Betäubung und ging nach Schluß davon und nicht nach Haus. Als es dunkel wurde, saß er müde auf dem Geländer, das die Schöpfstelle am großen Fischteich in den städtischen Anlagen umgab. Rings um den Teich standen alte Pappelweiden; zwischen den Stämmen und dem Gebüsch sah man in der Dämmerung die Gaslampen der benachbarten Straße. Die hellen Lichter und das dunkle Gezweig spiegelten sich in dem regungslosen Wasser des Teiches. Es sah aus, als wäre da unten hinter einer dünnen Scheibe eine andre Welt mit Bäumen und Lichtern und einem dämmernden Himmel; vielleicht eine Welt des Friedens, in der es kein Extemporale gab, in der man nicht jeden Morgen zu neuer Qual und zu neuer Sorge um die Bersezung aufwachte, in der man sich ausschlafen konnte viele tausend Jahre lang. Und das so nahe! So nahe, daß es nur des Mutes eines einzigen Schrittes bedurfte, um hinüber zu kommen. Pfarrsch=Max saß lange unbeweglich auf seiner Stange, dann seufzte er tief auf, ließ sich fallen und verschwand lautlos im Wasser.

Durch die Anlagen kam, von seinem Spaziergange heimkehrend, Professor Hirschhorn. — Was den Teufel, sagte er, seine Brille an die Augen drückend, macht denn der Mensch da. Und noch dazu ein Sekundaner. Hat gewiß im verborgnen gekneipt, setzt sich im Duse! auf das Geländer und wird gleich hineinfallen! Na ja, da haben wir es ja!

Professor Hirschhorn sprang in ein paar Sätzen an den Teich und auf die Schöpfplatte, erwischte Pfarrsch=Max, der gerade auftauchte, am Kragen und zog ihn ans Land, wobei er ziemlich ebenso naß wurde, als das von ihm gerettete Menschenkind. Und es war im März, weswegen wir es ihm nicht verdenken können, daß er in den kräftigsten Ausdrücken schimpfte, als er den triefendnassen jungen Menschen, der noch geistesabwesend war, auf seine Beine stellte, ihn unter den Arm nahm und mit ihm im Sturmschritte nach seiner Wohnung eilte. Glücklicherweise lag das Haus nur ein paar hundert Schritte entfernt. Dort zog ihn der Professor um, wickelte ihn in seinen Schlafrock und setzte ihn in den Lehnstuhl am Ofen. Darauf wütete er im Hause herum und forderte heißes Wasser, Rum und Zucker und verbot bei Todesstrafe sein Zimmer zu betreten.

Allmählich kam Max wieder zu sich; als er die Augen aufschlug, sah er dicht vor seinem Gesichte ein Gesicht, das ihn mit ebenso viel Grauen erfüllte, als wenn ihm, nachdem sein Sprung ins Jenseits gelungen war, ein Spezialabgesandter Seiner Majestät des Satans entgegengetreten wäre und verdächtig gewinkt hätte,

das Gesicht des gestrengen Herrn Ordinarius, einen Kopf mit einem roten Bullenbeißergesicht, einer riesigen Platte und einem rot-blond-grauen, struppigen Barte. Das war der Mann, vor dem der Quintaner zitterte, und vor dem der Sekundaner einen heillosen Respekt hatte, und den auch der neue Herr Direktor nicht hatte unterliegen können. Max machte ein Gesicht, als wenn ihm der Hals umgedreht werden sollte. Und doch sah der grimme Hirschhorn gar nicht grimmig aus, sondern tief mitleidig. Das war ja das Unglückswurm der Frosch. Wenn der ins Wasser gefallen war, so hatte das andre Gründe als Alkohol im Schädel. Und doch hatte der grimme Professor ein Glas Grog in der Hand und tränkte ihn mit dem scharfen heißen Trante, wie man ein Kind mit Milch trinkt. Immer feste, sagte er, besser ein Brummschädel als eine Lungenentzündung.

Nun erst kam es Max zum Bewußtsein, was er gethan hatte, und daß er sich jetzt weder zu Hause noch in der Schule, noch sonst wo in der Welt sehen lassen dürfe. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte zum Erbarmen. Hirschhorn rückte seinen Stuhl vor den Sitz seines Sekundaners, nahm ihm die Hände vom Gesicht, wischte ihm die Thränen ab und sagte mit seiner knurrenden Stimme, die einen merkwürdigen Beisatz von Weichheit hatte: Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, Frosch, Sie sind ein Lamm. Setzt sich der große Mensch auf die Tränke und fällt ins Wasser! Stille! keine Widerrede. Denn daß einer wegen einer Bier im Extemporale ins Wasser gehn sollte, ist zu dumm, als daß mans glauben sollte. Stille! Kein Wort! Es giebt Dinge, die spricht man nicht aus, weil man das häßliche Wort nicht wieder zurückrufen kann; da ist es löblich und gut, dem Herrn Vater und der Frau Mutter etwas vorzulügen und zu sagen, daß man den Bettern im Teich einen Besuch habe machen wollen, oder daß man gekneipt habe. — Was aber nun?

Ach, Herr Professor, was soll ich auf der Welt?

Frosch, fragen Sie nicht so dumm. Er fragt, was er in der Welt soll! Wenn ich noch so fragen wollte, ich alter Kerl mit meinen steifen Knochen! Frosch, sagen Sie mal, für wie groß halten Sie die Welt! Für so weit, als man vom Kirchturm aussehen kann? Oder für so weit, als der Professor Hirschhorn für einen guten Lateiner und schrecklichen Menschen gilt, oder für so weit, als die Bekanntschaften und Beziehungen der hiesigen alten Tanten männlichen und weiblichen Geschlechts reichen? Ich gebe zu, es hat Zeiten gegeben, wo die Welt aus lauter kleinen Schachteln bestand, und wer in seiner Schachtel nicht wohl verpackt war, der lag draußen. Das waren die Zeiten der deutschen Krähwinkerei. Die sind vorüber. Als ich jung war, da sprang die Reihenfolge der Stände vom Studierten auf den Schuster über. Da ich nun nicht Schuster werden wollte, mußte ich studieren; aber gern habe ich es nicht gethan. Die Zeiten ändern sich, et nos in illis. Jetzt sind wir ein Volk geworden, nicht mehr bloß von Denkern, sondern von Kaufleuten, Industriellen, Maschinenbauern, Kapitänen und Pflanzern. Alle Thüren der Welt stehn offen. Was wir brauchen, sind keine Stubenhocker, sondern Männer, die ein helles Auge und ein wackres Herz haben. Und Sie armer Schelm meinen, der Weg zu Deutschlands Größe sei mit Extemporalien gepflastert, und der Weg des Heils sei durch Kreuze mit roter Tinte bezeichnet. Ich sage Ihnen, Frosch, wer seine gesunden Knochen hat und sein Maß Mutterwitz im Leibe hat, thäte Sünde, wenn er am Leben verzweifeln wollte. Nur von dem Vorurteile der alten Tanten muß er sich frei machen. Er muß lernen, mit eignen Augen sehen und seinen eignen Weg gehn.

Unserm Max war es zu Mute wie einem Genesenden, von dessen Kammerfenster man den dunkeln Vorhang wegzieht, und der staunend bemerkt, wie weit die Welt ist, und wie hell die Sonne scheint.

Sehen Sie mal hier, fuhr der Professor fort, dieses Programm ist von der Wigenhäuser Kolonialschule. Das stecken Sie sich einmal ein, wenn Sie nach Hause gehn. Das wäre ein Weg. Das heißt, einer von vielen. Es muß nicht Afrika sein. Und morgen kommen Sie in die Schule und thun, als wenn nichts gewesen wäre, und machen eine forsche Miene. Und wenn Sie sich überlegt haben, was ich Ihnen gesagt habe, dann kommen Sie wieder her, und ich gebe Ihnen wieder einen Brog, und wir überlegen die Sache weiter. — Emma!!!

Emma machte schüchtern, als seien in des Professors Stube Schauerdinge geschehn, die Thür auf und schob ein Bündel Kleider durch die Thürspalte. Es war ein Anzug von Max Frosch, den sie inzwischen auf des Professors Befehl aus dem Pastorate geholt hatte.

Am nächsten Abend war Donnerstagabend, das heißt der Abend, an dem sich das Kollegium des Gymnasii im Goldnen Eber zu versammeln, sein Glas Bier zu trinken, die Thätigkeit des Magistrats und der Stadtverordneten unter Kritik zu nehmen, Gehalts- und Altersfragen zu erörtern und auf nationalliberaler Grundlage zu politisieren pflegte. Der Herr Professor Hirschhorn saß mit funkelnder Platte und gesenktem Haupte hinter seinem Glase Glühwein; es war schon das fünfte, und er war grimtiger als je. Offenbar hatte Emma geplaudert, und es war etwas von den Ereignissen des vorigen Abends unter die Leute gebracht und weiter erzählt worden.

Sagen Sie mal, fragte Kollege Fritsche, was ist denn eigentlich gestern mit Ihrem Frosch geschehn?

Was soll geschehn sein, erwiderte Hirschhorn, der dumme Junge ist ins Wasser gefallen, und ich habe ihn herausgezogen. Ich konnte den Menschen doch nicht erkaufen lassen.

Sie sollen aber ganz zärtlich mit ihm gewesen sein.

Hirschhorn — zärtlich! sagte ein anderer, das muß ein Anblick für Götter gewesen sein, das hätte ich sehen mögen!

Ach was! Unsinn! — Nach einer Pause fuhr der Professor fort: Ein schöner Gedanke, des Abends nach Hause kommen, und an der Thürklinke hängt ein Gymnasiaft mit einem Zettel auf der Brust und der Inschrift: Seinem lieben Ordinarius zum dankbaren Angedenken.

Psui Teufel, rief Kollege Schliephake.

Professor, sagte Kollege Fritsche, schämen Sie sich, wie können Sie so etwas sagen!

Großartig! meinte ein anderer, jetzt geht Saul auch unter die Propheten. Sie sollten es doch wissen, Hirschhorn, daß der Geplagte heute viel mehr der Lehrer als der Schüler ist.

Sehr richtig, stimmte ein anderer der Tafelrunde ein, auf dieses Geschrei wegen Überbürdung soll man gar nichts geben, angesichts der vielen Erleichterungen, die neuerdings angeordnet worden sind.

Sawohl, sagte Professor Hirschhorn, das ist die Geschichte vom armen Esel, den man um zwanzig Pfund erleichterte, um ihm vierzig Pfund mehr aufzupacken.

Aber ich bitte Sie, wer packt denn mehr auf?

Ihr alle miteinander. Denn jeder thut, als wäre er mit seinem Fache allein in der Welt, jeder sagt: Was ich verlange, ist ja nicht viel. Aber zusammen wirds zu viel.

Das war aber doch früher auch so, wandte Doktor Weidling, ein junger Kollege, ein.

Nein, junger Freund, das war früher nicht so. Man hatte früher die Mög-

lichkeit, auch einmal faul sein zu dürfen. Man durfte als guter Lateiner ein schlechter Mathematiker sein. Jetzt soll der arme Kerl von Schülern immer den Kopf hoch tragen und im Parademarsch marschieren. Jetzt soll der Schüler in sich den modernen Geist und den der klassischen Bildung vereinigen. Jetzt soll genau nach Schablone gearbeitet werden. Ich will euch sagen, was wir sind und immer mehr werden, Chinesen, langweilige und langzopfige Chinesen.

Es erhob sich ein großes Gelächter, in das Doktor Weidling besonders laut einstimmte. Hirschhorn warf ihm einen geringschätzigen Blick zu und sagte: Fritsche, seien Sie doch so gut und binden Sie dem jungen Manne eine Serviette um, er belacht sich sonst. Darauf legte er beide Arme auf den Tisch, sah grimmig in sein Glas Glühwein und wiederholte: Chinesen sind wir, Chinesen, Chinesen. China ist das Land der Examina, wir Deutschen übertreffen aber noch China. Eigentlich müßte jedes neugeborne Kind seinen Befähigungsnachweis auf die Welt mitbringen. Wir werden es noch erleben, daß die Nachtwächter ein Staatsexamen ablegen und über das duodekadsische Zahlensystem und die akustischen Verhältnisse ihrer Tute Rechenschaft ablegen müssen. Nur recht viel Examina! Es giebt nichts bequemeres, einen Menschen zu beurteilen, als nach seinem Examen. Da werden die Talente hübsch ordentlich auf den Faden gereiht, wie Apfelschnitten auf dem Bindsfaden.

Nun hören Sie aber auf, Professor, heute lästern Sie einmal wieder unverantwortlich. Es ist weiß Gott nicht zum anhören.

In China haben sie fürs Staatsexamen zwanzigtausend Käfige, da werden die Examlinge hineingesperret und müssen schreiben über die Knisteleien der fünf kanonischen Bücher. Und wer den alten Schund am blödsinnigsten auswendig gelernt hat, der wird Mandarin mit dem blauen oder dem roten oder dem goldnen Knopfe. Wer aber Mandarin ist, ist ein Brunnen der Weisheit und ist befähigt, Staaten zu regieren, Heere zu führen und seinen Nebenmenschen zu vergiften, zu schinden und zu hikanieren. Nicht wahr, ganz chinesisch? Die aber das höchste Examen bestehn, werden gewürdigt, in das „Haus der Pinsel“ zu treten (das Wort Universitätsprofessor hat die chinesische Sprache nicht) und werden ein Gegenstand abgöttischer Verehrung derer, die von der Sache nichts verstehen — ganz chinesisch. Es ist zum Haare ausraufen.

Sie sind ja selber Mandarin. Seien Sie doch zufrieden mit dem, was Sie geworden sind.

Ha! was rechts bin ich geworden, ich Musterknabe mit den guten Zeugnissen! Wenn ich bedenke, was ist aus denen geworden, die mit mir auf derselben Schulbank geessen haben, und was ist aus mir geworden! Zum Beispiel Westerhufen, ein Mensch, der nie begriffen hat, was ein Morist ist, ist Leiter einer großen Industrie geworden und neulich als mehrfacher Millionär gestorben. Und Guffow, dem der alte Schliemann unter seine Arbeit geschrieben hatte: Guffow, aus Ihnen wird eine Bombe — er war auch sündlich faul, aber ein gescheiter Mensch —, der ist Kultusminister geworden. Und Matthäi, der glücklich mit dreißig Jahren vom Gymnasium kam, Geheimer Kabinettsrat Seiner Majestät. Und ich bin ein alter Handwerker geworden, ich, der Stolz meines Direktors, beschlagen in den „kanonischen Büchern“ wie kein anderer, ein trauriger Schulmeister, der jahraus jahrein seine Syntax paukt und seinen Jüngern den Vergilium Rasonem, den abgeschmacktesten aller Dichter, auslegt, als wärs ein Evangelium. Wollen wir unsre Jugend zu Schulmeistern erziehen? Hat das Vaterland nicht größere Aufgaben? Liefern wir der Universität, was die Universität brauchen kann? Neulich schrieb mir Geheimrat Kleemann: „Wir können eure Duzendware nicht brauchen. Bessert eure Methode.“ Es soll eine Zeit gegeben haben, wo Apollo und die sieben Muses die Wissenschaften lehrten, und zwar als freie Kunst. Jetzt sind wir

Chinesen und sehen vor allem darauf, daß ein Zopf so lang ist wie der andre. Dies sehen müssen und nicht ändern können, ja selbst mitmachen zu müssen, das ist zum auf die Pappelbäume steigen.

Damit stülpte der Professor seinen Hut auf den Kopf und rannte davon, ohne Gute Nacht zu sagen. Die zurückbleibenden lachten. — Heute hat er sich aber eine Güte gethan, sagte Kollege Fritsche.

Das ist immer so, erwiderte Kollege Schtephake; wenn er mehr als fünf Gläser Glühwein weg hat, so fängt er an zu lästern.

Zu Ostern wurde Max Frosch gegen alle Erwartung versetzt. Es soll seinetwegen in der Beresungskonferenz böse Auseinandersetzungen zwischen dem Direktor und dem Kollegen Hirschhorn gegeben haben, und eine längere ernste Verstimmung zwischen beiden die Folge gewesen sein. Max Frosch ging aber dennoch ab. Als ich neulich in Wizenhausen war, um die dortige Kolonialschule, über die ich berichten sollte, anzusehen, fand ich Max Frosch unter den Böglingen. Er sah in seiner schmucken Tropentracht ganz menschlich aus, hatte die Trübsalstieme abgelegt und war wieder der alte Pfarrsch=Max. Aus dem Studium wird freilich nichts werden, auch Postsekretär wird er nicht werden, vielleicht wird aber doch etwas Erfreuliches und Brauchbares aus ihm.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre taktischen Vorschriften. Mit dem im vorigen Jahre erschienenen Exerzierreglement für die Feldartillerie schließt die Reihe der Vorschriften für die drei Hauptwaffen ab. Den Anfang machte das Exerzierreglement für die Infanterie vom 1. September 1888, dann folgte das für die Kavallerie vom 16. September 1895. Sie sind geraume Zeit bei den Truppen als sogenannte Entwürfe gebraucht worden, damit sie noch eine gewisse Läuterung durchmachen sollten, ehe sie durch die Bestätigung des Allerhöchsten Kriegsherrn zum Gesetz erhoben würden. In der Einführungsordre ist der ganz bestimmte Wille ausgedrückt worden, daß künftig nur diese Bestimmungen maßgebend sein sollen. Wie wir in einem an dieser Stelle gebrachten Aufsätze „Die Offiziere des Beurlaubtenstandes“ hervorgehoben haben, sind ohne das Studium der Reglements und der Vorschriften die höhern Anordnungen nicht zu verstehn. Auf dem Wissen ruht das Selbstvertrauen, und dieses ist die wahre Quelle des selbständigen Handelns, das schließlich den Erfolg gewährleistet. Denken wir an die Massenaufgebote für künftige Kriege, so möchten wir noch einen Schritt weitergehn und sagen: dieses Verständnis für militärische Grundsätze muß noch über die berufenen Führerkreise hinausbringen und in den gebildeten breiten Volksschichten Wurzel fassen; es muß gewissermaßen zum Gemeingut des Volkes werden.

Die Einleitung dieser drei Vorschriften lautet, abgesehen von den besondern Eigentümlichkeiten der Truppengattung, beinahe gleich; so heißt es unter Nr. 1: „Das Exerzieren bezweckt Schulung der Führer und Mannschaften für den Krieg. Alle Übungen müssen deshalb auf den Krieg berechnet sein. Die wichtigsten Anforderungen aber, die der Krieg stellt, sind strengste Mannszucht und Ordnung bei höchster Anspannung aller Kräfte. Diese Eigenschaften der Truppe so anzu-